

Eine besonders anregende Eigenschaft der Studie besteht darin, dass es dem Autor immer wieder gelingt, eingefahrene Denkmuster der politisch-institutionellen wie der gesellschaftlichen Debatte überzeugend zu überwinden. Roberts Emphase für den Staat „als die wertvollste unserer kollektiven Errungenschaften“ (240), sein Plädoyer für den Sicherheitsstaat, hat weder etwas mit der Forderung nach einem rigiden Nachwächterstaat zu tun, der sich zugunsten reiner Sicherheitspolitik aus dem Bereich sozialer Wohlfahrt zurückzieht, noch mit der Forderung nach einer umfassenden Ordnungspolitik, die unentwegt den privaten Handlungsraum des Individuums einengt. Sein Konzept des Sicherheitsstaates wird hierzu vielmehr als Gegenmodell entworfen. So zeichnet sich der Sicherheitsstaat Roberts zum einen dadurch aus, dass er sich gegen den Anspruch einer ausufernden Ordnungspolitik (z.B. im Bereich des Verkehrs, der Einwanderung und des Drogenkonsums) auf seine Kernaufgabe konzentriert, die in der Gewährleistung von Sicherheit vor Kriminalität an Leben, Gesundheit und Eigentum und damit in der Verfolgung und Bestrafung von Straftaten besteht. Die Schwerpunktsetzung des Sicherheitsstaates steht daher letztlich im Widerspruch zur umfangreichen Regulierungswut der Ordnungspolitik. Dies kann nach Robert zum zweiten nur gelingen, wenn der ökonomische Anreiz zum Verbrechen gering ist, so dass der Sicherheitsstaat Roberts der Existenz sozialstaatlicher Verteilungsmechanismen bedarf und daher keineswegs mit einem polizeilich repressiven, aber ökonomisch libertären Nachwächterstaat gleichgesetzt werden kann. Nichtsdestotrotz – und hier gelingt es Robert erneut, sich jenseits gängiger Standpunkte zu positionieren – spricht er sich durchaus nicht für einen weiten Sicherheitsbegriff aus, der den Bereich der Sozialpolitik in das Konzept der Sicherheit zu integrieren sucht. Eine solche Integration wäre – so kann mit Robert geschlossen werden – vielmehr kontraproduktiv, da sie die Kriminalitätsbekämpfung als zentrale staatliche Aufgabe relativieren und zu einer Verwischung zwischen dem Bereich der Sicherheitspolitik und dem Bereich der ökonomischen Ordnungspolitik führen würde.

Insgesamt besticht die kriminalsoziologische Studie Roberts durch empirischen wie theoretischen Reichtum, einen präzisen, analytischen Blick auf aktuelle Entwicklungen und ihre historische Genealogie sowie durch eine Konzentration auf die grundlegenden Kernfragen in dem weiten thematischen Feld des Verhältnisses zwischen Staat, Gesellschaft und Kriminalität. Die besondere Leistung Roberts besteht somit auch darin, mit diesem Buch sehr unterschiedliche An-

sprüche zugleich erfüllen zu können. So ist die Lektüre als allgemeine, thematische Einführung geeignet, die den Leser aber schließlich mit dem *State of the Art* der Kriminalsoziologie vertraut macht. Zugleich ist das Buch eine präzise, theoretisch anspruchsvolle und empirisch fundierte Diagnose aktueller Entwicklungen. Dabei wird zum einen die struktur-, sozial- und ideengeschichtliche Genealogie aktueller Phänomene offen gelegt, zum anderen werden Möglichkeiten und Grenzen verschiedener Problemlösungsstrategien ausgelotet und daraus Empfehlungen für eine künftige Politik der Sicherheit erarbeitet. Roberts Buch ist daher eine kriminalsoziologische Einführung, historische Genealogie, theoretische Fortentwicklung, fundierte und empirisch reiche Zeitdiagnose sowie problemlösungsorientierte Analyse zugleich. Der Titel des Buches ist überaus allgemein und sehr weit gefasst, er verspricht viel. Dieses Versprechen wird eingelöst.

*Andreas Vasilache*

#### BILDUNGSUNGLEICHHEIT

*Werner Georg* (Hg.): Soziale Ungleichheit im Bildungssystem. Eine empirisch-theoretische Bestandsaufnahme. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft GmbH 2006. 314 Seiten. ISBN 978-3-89699-529-1. Preis: € 27,-.

Bildungskatastrophe, Bildungsschock, Bildungsmisere, Bildungsblamage, Bildungsarmut... Dies sind einige der Begriffe, die in den letzten Jahren – als Reaktion auf PISA, Erfurt und Rütli – in den Schlagzeilen immer häufiger zu lesen waren. Dieses für die Öffentlichkeit inzwischen aus dem Dornröschenschlaf erwachte Thema war Anlass genug für *Werner Georg* und einer Reihe ausgewiesener Bildungsforscher, die soziale Selektionskraft des deutschen Schulsystems genauer unter die Lupe zu nehmen. Während ungleiche Bildungschancen in Bezug auf die Merkmale Geschlecht und Konfession durch die Bildungsexpansion abgebaut werden konnten, verschärfen die Bildungssysteme der deutschen Bundesländer weiterhin schichtenspezifische Ungleichheiten – wie zu Zeiten der ersten „Bildungskatastrophe“. Dieses Problem gehört zu den am gründlichsten erforschten Themen der Bildungsforschung. Zugleich ist es aber eine Quelle für rege Diskussionen über die Bedeutung und Bewertung struktureller und individueller Erklärungsfaktoren. Die Suche nach den sozialen Mechanismen, die die Ursachen dieser Bildungsungleichheiten erklären

könnten, läuft auf Hochtouren. Deshalb sind den hier gesammelten empirischen und theoretischen, qualitativen wie quantitativen Beiträgen eine breite Leserschaft zu wünschen.

Was haben Schulempfehlungen, Mathematikleistungen, elterliche Lesegewohnheiten, berufliche Gymnasien, Elite-Internate oder studentische Milieus gemeinsam? Diese Beispiele dienen der Analyse der Konstruktion und Verfestigung sozialer Ungleichheiten im deutschen Bildungswesen. Zugleich zeichnen sie eine Landkarte aktueller Herangehensweisen einer internationalen empirischen Sozialforschung über die Ursachen ungleicher Bildungsbeteiligungen wie Ergebnissen nach. Gegenstand dieser Analysen sind familiäre Ressourcen und sozialräumliche Positionen einerseits und Schulwahlentscheidungen im gegliederten deutschen Bildungswesen andererseits. Der mit dem Ziel begonnene Band, eine Bestandsaufnahme der vielfältigen Anwendungen der Reproduktionstheorie Bourdieus zu präsentieren, wurde um *rational choice*-Ansätze erweitert.

Die Literatur zu den Konsequenzen der Bildungsexpansion resümierend, stellt *Michael Vester* im ersten Kapitel diese zwei theoretischen Perspektiven gegenüber. Anschließend zeigt er, wie unterschiedliche Bildungsmilieus vom Wachstum der Bildungsbeteiligung profitieren konnten bzw. dies doch nicht konnten. In Deutschland, so Vester, sei das fundamentale Gesellschaftsmodell weiterhin eine „ständisch organisierte Klassengesellschaft“. Diese sei mehr denn je über Bildung vermittelt und legitimiert. *Andrea Lange-Vester* und *Christel Teiwes-Kügler* vertreten in ihrem Beitrag die These, dass „rationale Entscheidungen üblicherweise mit den inkorporierten Schemata des Habitus weitgehend zusammenfallen“ (60). Sie stellen damit aber die Gretchenfrage: Sind Bildungsungleichheiten eher Resultat der durch die Herkunftsfamilie vermittelten kognitiven Fähigkeiten und Verhaltensweisen (primärer Herkunftseffekt), oder eher der elterlichen Bildungsentscheidungen (sekundärer Herkunftseffekt), um die Risiken einer Abwärtsmobilität zu vermeiden? Dabei stellen die Autorinnen die positive Anziehungskraft von Bildungsoptionen der negativen Abstoßungskraft den hierarchisch geordneten Bildungsinstitutionen gegenüber und beleuchten lebendig die Vorteile und Belastungen differenter habitueller Passungen und das Verlangen nach Akkulturation an den spezifischen universitären Fächerkulturen.

Die sozialen und diskursiven Praktiken im Innenleben exklusiver Internatsschulen beobachtend, zeigt *Herbert Kalthoff*, wie soziale Klassenzugehörigkeit im Unterricht, in den Alltagsroutinen und Trainingsprogrammen neutralisiert oder

akzentuiert wird. Eindrucksvoll werden die sich bildende Gruppenzugehörigkeit (anhand des sozioökonomischen Status sowie des Geschlechts) und die internen Klassifizierungsprozesse in dieser totalen Institution gedeutet. Die Lebenslaufkonsequenzen der Bildungsbeteiligung werden von *Werner Georg* analysiert, zunächst in einem Überblick zur Bourdieuschen Reproduktionstheorie. Die Frage, ob kulturelles Kapital zu sozialer Schließung beiträgt oder aber Aufwärtsmobilität fördert, wird anhand von Helmut Fends Life-Panelstudie getestet. Im Ergebnis zeigt sich, dass kulturelles Kapital zwar in oberen Schichten intergenerational häufiger übertragen wird, im Bildungssystem jedoch nicht so effektiv genutzt wird wie von Kindern unterer Schichten. Geschlechterdifferenzen in der Wirkung kultureller Ressourcen wurden nicht gefunden. *Helmut Fend* belegt in seinem Beitrag, ebenfalls auf Basis der Life-Längsschnittdaten, die fehlende prädikative Validität von Schulempfehlungen: Ein Viertel aller Schüler erreicht andere Abschlüsse als ihre besuchte Schulform prognostiziert. Indem sie die frühe Selektion und Allokation auf unterschiedliche Sekundarschulen auf Basis von Schulempfehlungen erforschen, unterstreichen *Thomas Hinz* und *Jochen Groß*, wie entscheidend die soziale Herkunft und das elterliche kulturelle Kapital für die Bildungswege der Kinder sind. Sie zeigen aber auch, dass die Sozialprognose der Lehrkräfte und die bewertete Leistung von Grundschulkindern in der Schulempfehlung zusammenfallen, ohne analytisch klar getrennt werden zu können. Deshalb wären multidisziplinäre Untersuchungen zum Erwerb von Kompetenzen, Selbstwirksamkeit und Aspirationen durch unterschiedliche Lernumwelten im deutschen Bildungswesen zu fördern.

Während für die Schulleistung der Kinder unterer Schichten der Konsum hoher Kultur und elterliches Lesen von Unterhaltungsliteratur bedeutsam waren, sind elterliche kulturelle Ressourcen für den Bildungserfolg der privilegierten Kinder oberer Schichten nicht mehr bestimmend. Dies ist das unerwartete Ergebnis der Analyse der niederländischen Familiensurvey von *Paul M. de Graaf* und *Nan Dirk de Graaf*. Die wichtige, aber nicht allein erklärende Vermittlerrolle des kulturellen Kapitals zwischen sozialer Herkunft und Mathematikleistungen (PISA 2003) wird in dem Beitrag von *Monika Jungbauer-Gans* verdeutlicht, wobei die Defizite von Migrantenkindern nicht nur deren fehlenden deutschen Sprachkenntnissen zuzuschreiben sind, sondern unter anderem auch dem fehlenden Kindergartenbesuch und den geringeren Schuljahren.

Gerade bei Übergängen zwischen Schulfor-

men werden die Ungleichheiten in der Bildungsbeteiligung sichtbar. Hier nutzen *Rainer Watermann* und *Kai Maaz* die Erhebungen der TOSCA-Studie zu den beruflichen Gymnasien Baden-Württembergs, die einem knappen Drittel der Abiturienten ihren Abschluss verleihen. Diese Schulform scheint die Studienabsichten unterschiedlicher sozialer Klassen anzugleichen und somit den Zugang zu tertiärer Bildung zu erleichtern. Die ebenfalls hierarchisch gegliederten Bildungsgänge Nordrhein-Westfalens in den Blick nehmend, können *Jürgen Zinneker* und *Ludwig Stecher* zeigen, dass bei Schülerinnen aus höheren Schichten und mit zumindest einem Elternteil mit Abitur nahezu alle ein Gymnasium besuchen. Hingegen besuchen weniger als ein Fünftel der Jungen und Mädchen der untersten Schicht diese Schulform.

Damit sind wir wieder bei der Ausgangsfrage: „Wie kann man die Fortdauer der hohen sozialen Selektivität des deutschen Bildungssystems erklären?“ (7). Diese Frage nach der Trägheit des deutschen Bildungssystems impliziert eine historische Analyse der Institutionalisierungsprozesse, die jedoch in diesem Band leider nicht verfolgt wird. Stattdessen liefern die hier zusammengestellten Analysen vielfältige Einblicke in die komplexen Beziehungen von Schichten und Milieus, die Bewertung von kulturellem Kapital in Schulen und die zentrale Bedeutung von Schulempfehlungen. Sie bestätigen einmal mehr den engen Zusammenhang zwischen Herkunft und Bildungserfolg, zeigen zugleich, wie lohnend es ist, spezifische Mechanismen, Prozesse sowie Organisationsformen differenzierter zu untersuchen. Auch wenn einige Beiträge darauf hinweisen, dass die unteren Schichten einen großen Nutzen aus kulturellem Kapital ziehen können, wurden die Haupt- und Sonderschüler mit Migrationshintergrund, die wohl als die größten Verlierer der Bildungsexpansion anzusehen sind, eher vernachlässigt. Umso ausführlicher wurden die Vorteile und Verhaltensweisen der Privilegierten geschildert, die ihren Nutzen in den herrschenden Bildungsstrukturen und -politiken zu verfolgen wissen. Es bleibt zu hoffen, dass die in diesem Band eindrucksvoll präsentierten soziologischen Befunde über die Bildungsungleichheiten in Deutschland nicht (wieder) bloße Kassandrarufer bleiben.

*Justin J. W. Powell*

## SOZIOLOGIE DER FAMILIE

*Friedrich Busch* und *Wolf-Dieter Scholz* (Hg.): *Familienvorstellungen zwischen Fortschrittlichkeit und Beharrung. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung von Ehe- und Familienvorstellungen Jugendlicher im internationalen Vergleich.* Würzburg: Ergon 2006. 326 Seiten. ISBN 3-89913-504-0. Preis: € 38,-.

Die Studie zu Familienvorstellungen junger Menschen wurde in sechs Ländern durchgeführt: Deutschland, Spanien, Polen, Litauen, Südkorea und Chile. Eine international vergleichende Studie ist ein zeitintensives und inhaltlich schwieriges Unterfangen und erfordert großen persönlichen Einsatz. Es ist den Initiatoren der Studie, die zugleich die Herausgeber des Readers sind, hoch anzurechnen, sich der Aufgabe gestellt zu haben. Es wurde nicht nur ein einheitlicher Fragebogen verwendet (der Buch-Publikation beigelegt), sondern auch jeder einzelne Reader-Beitrag orientiert seine Ergebnisse an fünf Themenschwerpunkten (Familienbegriff, Ehe und andere Lebensformen, Kinderwunsch, Rollenverteilung, Vereinbarkeit von Familie und Beruf). Es handelt sich um die erste Publikation aus dieser Studie mit aktuellen Ergebnissen aus dem Jahr 2004.

Die Ergebnisse basieren ausschließlich auf bivariaten Kreuztabellen. Es handelt sich um punktuelle Bestandsaufnahmen in den jeweiligen Ländern; Vergleiche zwischen den Ländern erfolgen nicht (nur Chile vergleicht sich punktuell mit Spanien). Da eine Verständigung auf fünf thematische Schwerpunkte für die Auswertung erfolgte, ist eine Basis analoger Fragestellungen für die Beiträge gegeben. Ergebnisse werden zu meist nach dem Geschlecht der Befragten differenziert, einige Länder zeigen mehr oder weniger systematisch den Zusammenhang zu Altersgruppen, Religiosität und sozialer Herkunft. Eine Abstimmung auf einige identische Tabellen als Standard für jeden Länderbeitrag ist nicht erfolgt. Dies hätte die Möglichkeit eröffnet, in einigen Teilaspekten selbst einen Vergleich zwischen Ländern durchzuführen. Für Deutschland wird keine einzige Tabelle präsentiert – ein mühsames Unterfangen für den, der aus 60 Seiten Fließtext für Deutschland bestimmte Einstellungen auf einen Blick sehen oder eigenständig den Vergleich zu anderen Ländern vornehmen möchte.

Aus „forschungsökonomischen Gründen“ wurde in keinem Land eine repräsentative Stichprobe gezogen, die Befragungen wurden im Einzugsgebiet der jeweiligen Universität der Forschergruppe durchgeführt (Südkorea und Polen